



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

E. Geibels und F. A. v. Schacks sämtliche Werke.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dieses Mittels für wahrscheinlich halten. Und gegenüber dem in dem Erfolg erzielten Gewinn würden die paar tausend Mark für die Belohnung vollständig verschwinden. Jedenfalls wäre es eine Ehre für Deutschland, wenn es mit dem Aussetzen von Belohnungen für die genannten beiden Probleme den andern Nationen voranginge.

Zum Schluß möge noch auf die Notwendigkeit einer gesetzlichen Regelung der bei elektrischen Anlagen und Anwendungen entstehenden Verhältnisse hingewiesen werden. England ist darin mit seiner Electric Light Act 1882 den andern Vändern vorgegangen, wozu es durch die massenhaften und nicht immer soliden Gründungen elektrischer Gesellschaften und Unternehmer, welche die letzten Jahre brachten, genötigt ward. Auch bei uns wird ein solches Gesetz über elektrische Unternehmen und über die Sicherheitsmaßregeln bei elektrischen Anlagen bald notwendig werden, für welches dann von vornherein festgestellt werden muß, ob das Elektromonopol eingeführt werden soll oder nicht. Sicherlich wird es gut sein, diese Frage sobald wie möglich zu entscheiden, weil ein nachheriges Umbilden der eingewachsenen Verhältnisse schwierig werden dürfte; namentlich für den so überaus wichtigen Anbau der nationalen Kraftquellen wird eine gründliche Umänderung nicht mehr möglich sein, nachdem derselbe einmal begonnen ist, und die folgenden Jahrhunderte werden dann die Folgen der Sünden der vorhergehenden zu tragen haben.

Berlin.

U. Wilke.



E. Geibels und f. U. v. Schacks sämtliche Werke.



Das ablaufende Jahr hat die erste Sammlung der Werke zweier Dichter gebracht, welche trotz mancher Berührungspunkte und obschon sie gemeinsam jener poetischen Tafelrunde angehörten, die vor einigen Jahrzehnten König Max II. von Baiern in seiner Hauptstadt München versammelt hatte, verschiedene Naturen sind und verschiedene literarische Schicksale gehabt haben. Der Gesamtausgabe der Werke Emanuel Geibels ist ein überaus großes Publikum von vornherein gewiß, und der Ruf und Ruhm, dessen sich der erfolgreichste deutsche Dyrker des jüngsten Menschenalters erfreut, kann demnach kaum noch gesteigert werden. Die Gesamtausgabe der poetischen Werke des Grafen Friedrich Adolf von Schack wendet sich umgekehrt zunächst an eine kleinere Gemeinde, welche der Dichter im letzten Jahrzehnt für sich gewonnen hat, und es ist nur zu hoffen,

Grenzboten I. 1884.

3

daß der seltene Reichtum der Anschauung, des Geistes und der Formen, den diese Werke offenbaren, den Kreis der Genießenden und Verstehenden wesentlich erweitern werde. Beide Dichter, deren Lebensresultat in den Bänden dieser Gesamtausgaben vor uns liegt, haben ein gutes und volles Anrecht auf Würdigung, ein umso volleres, als ihre Werke, auch die Geibels, ganz sicher nicht unter jene Literatur gezählt werden, welcher die „zeitgemäße“ Kritik das Prädikat der „Aktualität“ erteilt. Die „Aktualität“ hat bekanntlich den Begriff des „Zeitgemäßen“, mit welchem die jungdeutsche Tendenzkritik ihrer Zeit Unheil genug anrichtete, abgelöst, sie ist nur scheinbar synonym mit ihm, insofern dieselben Leute, welche vor einem Menschenalter mit großem Geschrei die Forderung des „Zeitgemäßen“ erhoben, heutzutage mit der Forderung der „Aktualität“, des „Aktuellen“ hantieren. Auf dem Wege von der Tendenzliteratur zur Industrieliteratur hat sich die neueste Deutung des „Wirklichen und Wirkamen“ vollzogen. Das „Aktuelle“ ist schlechthin dasjenige Element in der Produktion, aus dem sich ein großes Geschäft entwickeln kann. Es mag als Kriminalroman oder Berliner Posse, als Zeitsatire oder Gesellschaftslustspiel, selbst als Tragödie oder romantisches Epos auftreten, es mag das Walten des Geschlechts der Gründer und Stifter oder im Anschluß an die „altdeutsche Trinktube“ und die deutsche Renaissance der Gewerbekunst vergangnes Leben schildern, die Frage ist lediglich, ob es die Kosten der großen Reklame und berechneten Inszenierung lohnt. Was zwei oder drei Auflagen in vier Wochen verspricht, was mit Trompetenstößen und Paukenwirbel angekündigt werden kann, was große Tantiemen für den Autor und einen honetten Profit für den literarischen Agenten in Aussicht stellt, das mag im übrigen so gut sein als es immer kann, oder so verächtlich als es immer will, es hat „Aktualität.“ Die gesammelten Werke auch des beliebtesten Dichters und Schriftstellers können sie schon darum nicht haben, weil sie von gestern und nicht von heute sind, für die Literatur aber, welche nach „Aktualität“ strebt, für die Kritik, welche sie preist, und für das Geschäft, welches sie „fruktifiziert“, giebt es nur ein Heute. Und wenn es schon tausendmal gesagt worden wäre, so muß es zum tausendunderstenmale gesagt werden, wie verwüstend und das gesamte Leben veröbend diese ganze Behandlung geistiger Angelegenheiten schon gewirkt hat und noch wirkt. Die Bildungsreste, welche aus besserer Zeit noch vorhanden sind, die instinktive Empfindung für das Reine und Schöne, welche trotz alledem in großen Kreisen des deutschen Volkes noch lebt, das einfache Schamgefühl, welches an dem rein industriellen Betriebe und der industriellen Ausbeutung des schaffenden Talents Anstoß nimmt, werden von den Verkündern der „Aktualität“ systematisch bekämpft und, soweit es angeht, vernichtet. Wer es anders will, wer sich gegen die ungerechte Verteilung von Licht und Schatten in der literarischen Kritik erhebt, bei der alles Lob auf die modischen Macher der untergeordnetsten Klasse fällt und die äußerste Geringschätzung jeder wirklich poetischen Natur, jedes künstlerischen Gewissens zu Tage tritt, den darf

Herr Paul Lindau mit der Parole „Schulmeister“ brandmarken. Schulmeister sind alle, die kritisch andre Maßstäbe als die der Aktualität anlegen, Schulmeister wahrscheinlich auch die Dichter, welche das Prädikat des „aktuellen“ nicht in Anspruch nehmen können.

Emanuel Geibel gehört zu den wenigen poetischen Naturen des verflossenen Menschenalters, die unter dieser Afterkritik verhältnismäßig wenig gelitten haben. Nicht etwa, daß sie für ihn eine Ausnahme gemacht, für die Anlage, die Bestrebungen und die in der That bedeutende Entwicklung, deren vollgiltiges Zeugnis die „Gesammelten Werke“ (in acht Bänden, Stuttgart, F. G. Cotta) sind, je etwas andres gehabt hätte als das mitleidige Zugeständnis, daß er „schöne Verse“ schreibe. Aber der Dichter der „Juniuslieder“ hatte seinen Weg und sein Publikum so sehr ohne die Tageskritik gefunden, daß er ihrer Souveränität als ein poetischer Rebell trotzen konnte und sogar jene besser berechnigte Kritik unbeachtet lassen durfte, welche bei Geibels erstem Auftreten das liebenswürdige Talent des Dichters voll anerkannte, jedoch die Besorgnis aussprach, daß seine zum Weichen und Zarten neigende Natur und die Frühreise seiner Form, welche schon seine ersten und am weitesten verbreiteten Gedichte an den Tag legten, einer größern Entwicklung hinderlich sein würden. Er hätte sie unbeachtet lassen dürfen, sein Publikum war ihm gewiß genug. Daß er es nicht gethan, daß er selbst den innern Mangel, oder sagen wir besser die enge Begrenzung des poetischen Horizontes seiner ersten und gefeiertsten „Gedichte“ gefühlt hat, daß er höher gewachsen ist, als selbst enthusiastische Freunde seiner Poetenjugend in den vierziger Jahren je für möglich gehalten hätten, das erweisen die „Gesammelten Werke“ unwiderleglich, und das scheint uns des Dichters höchste Ehre.

Kuft man sich ins Gedächtnis zurück, unter welchen Umständen Geibels Name zuerst einen gewissen Klang gewonnen, so muß man auch betonen, in wie hochfahrender Weise zu Ausgang der dreißiger Jahre die Tendenzliteratur aller Lyrik, soweit sie nicht politische Poesie sein wollte, den Krieg auf Leben und Tod ankündigte. Jeder Anschluß an die Dichtung der klassischen und nachklassischen Zeit galt als Zeichen innerer Leere und Unselbständigkeit, jede Aussprache in den alten, gleichsam ewigen Weisen des volkstümlichen Liedes für Gedudel und Veierkastenmusik. Was Wunder, wenn diejenigen, die das Bedürfnis der unmittelbaren und künstlerisch schönen Gefühlssprache empfanden, welche die Überlieferungen der klassischen und romantischen Dichtung nicht verloren geben wollten, auf der andern Seite nur zu geneigt waren, einen neuauftauchenden jungen Dichter in ihrem Sinne zu überschätzen. Es war eine kleine Gruppe von besondern Talenten, unter der Geibel mit seinen Anfängen auftauchte. „Vom Boden des Gegebenen und einer gewissen Nachbildung aus erhoben sie sich zur Selbständigkeit, die sonach niemals eine energische, scharfgeprägte, gleichsam in die Augen springende ward, wie diejenige der umwälzenden und kraftgenialen Naturen. Die Behauptung und Weiterbildung des klaren und reinen poetischen Ausdruckes,

die Pflege der sprachlichen Schönheit überwiegt bei den Poeten dieser Art die Freude an der Fülle des Lebens und der künstlerischen Bewältigung und Organisation großer Massen.“ (Vd. Stern, Gottfried Kinkel. „Westermanns Monatshefte,“ Oktober, 1883.) Was hier von Kinkel gesagt wird, galt um 1840 und 1843 auch von Geibel. Jene erste Sammlung der „Gedichte“ Geibels, die so großen Anklang bei der weiblichen Jugend gefunden, daß der Dichter daraufhin unzählige Male als der „Bacchischlyriker“ charakterisirt und verspottet worden ist, war bei durchgehend musikalischem Wohlklang der Rhythmen, bei allen Einzelreizen der Sprache ein Buch, hinter dem nur die schärfsten Augen eine selbständige Empfindung, eine eigenartige, wenn auch begrenzte Phantasie und plastische Gestaltungskraft wahrnehmen konnten. In drei, vier ganz eigentümlichen Gedichten („Wie es geht,“ „Im April,“ „Sanssouci“), in gewissen energischen Bildern, die aus den nachgebildeten Gedichten herausleuchteten, in einem und dem andern plötzlich wie aus der Tiefe herauftönenden Klange, der rasch wieder in die allgemein gefällige, aber oft gehörte Musik untertauchte, war eigener Geist und eignes Leben zu spüren. In dem Sonett „Gegen den Strom“ gab sich ein männlicher Trotz gegen die Pöbelanbetung kund, und der zürnende Zuruf:

Denn Sünde ward es, aus dem Schwarm zu ragen!

gilt leider auch heute noch, und heute — das Strebertum ausgenommen, das wieder einen Schwarm für sich bildet — mehr als je. Schon in den „Zeitstimmen“ begann der Dichter zum Teil andre Töne anzuschlagen und verriet, daß er „im Lernen wachsend durch das Leben schreite,“ und die „Juniuslieder“ zeigten ihn reifer, eigentümlicher, als die „Gedichte“ erster Sammlung hatten ahnen lassen. Selbst in den rein lyrischen Gedichten, den Frühlingsliedern und Liebesliedern der zweiten Sammlung, spürt man, daß nicht nur die Musik seiner Sprache fester und schwungvoller erklingt, sondern daß ein Widerschein erlebter Wonnen und Leiden durch sie hindurchgeht. Dazu schreitet die Phantasie des Dichters aus dem engen Kreise, in den sie ursprünglich gebannt schien, energisch heraus, Gedichte wie „Eine Septembarnacht,“ „Morgenländischer Mythos,“ „König Sigurds Brautfahrt,“ das Fragment des Gedichts „Julian“ erwiesen, daß der Dichter sich nicht mehr mit der Darstellung seiner persönlichen Empfindungen begnügen mochte. In den „Juniusliedern“ beginnen auch jene Gedichte, in denen Geibel eine Reflexion so ganz in Stimmung zu tauchen weiß, daß sie lautere Poesie wird („O Heimatliebe, Heimatlust“ ist eine treffliche Probe dieser Art), und jene Viedercyklen wie „Der Troubadour,“ in denen sich eine Folge lyrischer Bekenntnisse zu einem vollen Lebensbilde gestaltet. Allein trotz des innern Wachstums, das die „Juniuslieder“ kundgeben, der große Schritt, mit dem sich Geibel den bleibenden Ehrenplatz in der Geschichte der poetischen Literatur und auf lange hinaus in der lebendig wirkenden Poesie gesichert, ist nicht zwischen der ersten und zweiten, sondern zwischen der zweiten und dritten Sammlung seiner Gedichte

gethan worden. Diese dritte und vierte Sammlung, die jetzt den dritten Band der „Gesammelten Werke“ bilden, die „Neuen Gedichte“ und die „Gedichte und Gedenkblätter“ enthalten fast alles, was Geibel zu den Dichtern höhern Ranges gereicht hat. Da finden sich die schönsten, tiefsten und unvergänglichsten von seinen Liedern, der „Alda“ überschriebene Cyklus, in dem das reinste Glück nachsunkelt und der seelenergreifende Schmerz nachzittert, da die verwandten Klänge aus späterer Zeit: „Ein Traum“ und „Um Mitternacht,“ da die schönen „Lieder aus alter und neuer Zeit“ und die „Erinnerungen aus Griechenland,“ da die ernstesten, formedelsten Zeitgedichte: „Der Acker ewig umgewühlt vom Pfluge,“ „Mein Friedensschluß,“ „Geschichte und Gegenwart,“ da die kräftigen und geistvollen Sprüche, da die phantasievollen Dichtungen: „Mythus vom Dampf,“ „Babel,“ „Die Sehnsucht des Weltweisen,“ „Der Tod des Tiberius,“ „Der Bildhauer des Hadrian,“ „Dmar,“ aus denen allen ein Klang tönt, der des Dichters eigne Zeit mächtig und ahnungsvoll berührt, da auch die reizenden Lebensbilder: „Ich fuhr von St. Goar,“ „Erste Begegnung,“ „Die Lachzwehr“ und zahlreiche andre. Die tiefsten Empfindungen, die farbenreichsten Anschauungen, die kühnsten Gedanken, die ein wechselvolles Leben Geibel verliehen, erscheinen in diesen beiden Sammlungen konzentriert. Wer dem Dichter des Aldacyklus das echte, herzgeborene Gefühl, wer den Dichtungen „Tod des Tiberius“ und „Der Bildhauer des Hadrian“ die Phantasie absprechen kann, der ist um die dürftige Begrenzung seiner eignen Empfänglichkeit nicht zu beneiden.

Auch die „Spätherbstblätter“ sind im großen und ganzen den Hauptgaben der „Gesammelten Werke“ noch hinzuzuzählen. Man muß bei diesem poetischen Spätherbst unwillkürlich jener wunderbaren sonnigen Oktobertage gedenken, in denen einige letzte, aber süße Trauben noch vom Spalier gepflückt werden und die buntgewordnen Laubkronen gewisser stattlichen Bäume noch so voll und stolz dreinschauen, als gingen die Lager welker Blätter zu ihren Füßen sie nichts an. Freilich, sowenig ein solcher Oktobertag trotz seines eignen Reizes einen Vergleich mit einem thauigen, rosenprangenden Junimorgen oder einem leuchtenden Hochsommerabend zuläßt, sowenig darf man die „Spätherbstblätter“ mit den „Neuen Gedichten“ und den „Gedichten und Gedenkblättern“ unmittelbar vergleichen. Der eigenste Wert dieser Gedichte liegt schon darin, daß sie zumeist nicht mehr dem Erlebnis, sondern der Erinnerung entströmen:

Weithinaus, wohin die Fahrt
Des Lebens einst den nimmermüden Pilger trug,
Schweift wachen Traums in fessellosem Flug der Sinn
Und sucht die Stätten seiner alten Freuden auf.
Aus Sonnenebeln hell mit ihren Tempeln steigt
Die Burg Athens; das alte Schloß im Habichtswald,
Das forstumrauschte, wo der Dichter still gereift,
Taucht grüßend auf; am Lorleyfelsen braust der Rhein,
Ein Echo weckend ungestümer Jugendlust,

Und fern vom weißen Sämtägipfel überragt,
 Azurnen Schimmers, wie ein Stück vom Himmel, blaut
 Der See von Lindau, dessen süppig Nebgestad
 Den schönsten meiner Herbstte sah.

Beinahe durchgehend knüpfen die Gedichte, die den ergreifendsten Empfindungslaut und den reinsten Wohlklang haben, an vergangene Momente an und verbinden vergangene mit gegenwärtigen. Die Lieder „Mitsommernacht,“ „An eine junge Sängerin,“ „Eine Sommernacht“ (wohl das lieblichste und innigste der „Spätherbstblätter“), „In den mondverklärten Lüften,“ „Nun ist auch dieser Bann gebrochen“ mit ihrem elegischen Hauch und ihrer schönen Ergebung erweisen dies ebenso wie die epischen Bilder „Rausikaa“ und „Der Tod des Perikles,“ in denen die jugendliche, freudige Begeisterung für griechische Schönheit und griechisches Leben noch einmal auflebt. In vielen andern Gedichten macht sich freilich ein Ermatten und Erstarren geltend. Am bedenklichsten erscheint die allzugroße Zufriedenheit des sonst so edelstolzen Dichters mit dem Laufe des Tages, es ist, als ob er gewissen Erscheinungen gegenüber die Augen, welche einst so scharf und fest Herz und Nieren der Zeitstimmung geprüft hatten, geradezu schlösse. Freilich nicht immer; von Zeit zu Zeit bricht auch durch seinen Optimismus der heilige Zorn über den Troß und das Gefindel hervor, welche sich unter seinem eignen, einst glorreichen Banner gesammelt haben. In dem Gedicht „An einen Schulmann“ entringt sich dem Dichter der Stoßaufzer:

Flacher Aferweisheit Sätze
 Werden unfres Tiefsinns Schätze,
 Unserer Bildung Hort zerrühlen
 Und hinweg die Ehrfurcht spülen,
 Bis zuletzt im feichten Schwalle
 Sich die Gleichheit fand für alle.

Wenn die Noheit dann entbunden,
 Jedes Ideal verschwunden,
 Wohl ein Grausen mögt ihr spüren;
 Denn ihr halft es selbst vollführen:
 Die ein Volk des Geistes waren,
 Ihr erzogt sie zu Barbaren.

Begreiflich ist es immerhin, daß der Dichter nur selten zu dergleichen Empfindungen gelangt. In den „Gesammelten Werken“ folgen den „Spätherbstblättern“ unmittelbar die „Heroldsrufe,“ jene Zeitgedichte, mit denen Geibel die Entwicklung der vaterländischen Verhältnisse zwischen 1849 und 1870, anfänglich in Trauer und Besorgnis, dann mit wachsender Hoffnung, zuletzt mit Jubel begleitet hat. Es liegt in der Natur solcher Dichtungen, daß hier die Geibelsche Poesie rhetorischer erscheint als in den Bildern und erzählenden Dichtungen. Doch wird in den schönsten der „Heroldsrufe“ auch wahrhaft

poetische Stimmung im anschaulichen Bilde verkörpert. Die Gedichte „Böse Träume“ (1850), „Den Bauleuten, bei Eröffnung des ersten norddeutschen Parlaments“ (1866), „Am 3. September“ (1870) belegen dies am besten, andre erheben sich wenigstens in einzelnen Versen zu gleich mächtiger und nachhaltiger Wirkung. Wer aber so wie Geibel den Umschwung der Dinge sehrend begleitet hat, dem mag es schwer fallen, die Rehrseite erfüllter Hoffnungen zu erblicken.

Der fünfte Band der „Gesammelten Werke“ bringt eine Dichtung „Judas Ischarioth,“ die zu den bei Gelegenheit der „Neuen Gedichte“ charakterisirten ergreifenden Monologen und Phantasiestücken gehört, die „Dichtungen in antiker Form“ und das „Klassische Liederbuch,“ Übertragungen aus dem Griechischen und Lateinischen, in denen Geibels Altersmuse der deutschen Literatur manche schöne Ode glücklich gewonnen hat. Unter den eignen Dichtungen in antiken Maßen sind die „Distichen vom Strande der See“ vielleicht die anmutendsten, die Oden charakterisirt Geibel selbst als Versuche, die Rhythmen Klopstocks, Hölderlins und Platens aus unsrer Poesie nicht verschwinden zu lassen.

Der sechste und siebente Band umfassen Geibels dramatische Dichtungen unter die der Dichter sein ältestes Trauerspiel „König Roderich“ nicht aufgenommen hat. Wir erhalten nur die Tragödien „Brunhild“ und „Sophonisbe,“ das Lustspiel „Meister Andrea,“ das dramatisirte Sprichwort „Echtes Gold wird klar im Feuer“ und die für Felix Mendelssohn gedichtete, von diesem leider nur zum kleinsten Teil komponirte Operndichtung „Doreley,“ endlich „Die Jagd von Beziers,“ das Bruchstück einer beabsichtigt gewesenen, aber unvollendet gelassenen Abigenfertragödie. Geibels dramatische Dichtung steht zweifellos nicht auf der Höhe seiner lyrischen und lyrisch-epischen Dichtung. Während das Fehlen der bisher charakterisirten Schöpfungen eine wahrhafte Lücke in unsrer Literatur bezeichnen würde, haben die Tragödien „Brunhild“ und „Sophonisbe“ weder in den Entwicklungsgang des neuern deutschen Dramas eingegriffen, noch offenbaren sie eine Eigentümlichkeit oder einen Teil des innern Lebens des Dichters in entscheidender Weise. Natürlich läßt sich diesen ersten Anläufen nicht die armselige Weisheit jener „theatralisch-praktischen“ Bühnenkundigen gegenüberstellen, für die es ausgemacht ist, daß eine dramatische Dichtung verfehlt sei, sobald sie überhaupt einer poetischen Phantasie entstammt und eine formvolle künstlerische Haltung behauptet. Der Grundmangel der Geibelschen Tragödien liegt nach unsrer Empfindung darin, daß der Dichter dem modernen Drama eine falsche Aufgabe stellte. Ob ihm überhaupt die Fähigkeit gebrach, in die Tiefen des Lebens hinabzusteigen, aus denen die großen dramatischen Leidenschaften und Konflikte erwachsen, ob er jene feste Gestaltungskraft besaß, welche dramatische Charaktere durch den ganzen Verlauf einer Handlung gleichmäßig und doch wechselreich zu entfalten weiß, kann dabei zunächst unerörtert bleiben. Geibels Tragödien, namentlich „Brunhild,“ aber auch „Sophonisbe,“ legen der

Natur des Dichters zufolge auf die klare Darstellung der streitenden innern Empfindungen mit allem Licht und Schatten der Augenblicksstimmungen und allen feinsten Übergängen ein Gewicht, welches nur da wirksam ist, wo die Dramatiker einen bestimmten gegebenen Stoff wieder und wieder behandeln und ihm immer neue Seiten abzugewinnen trachten. Doch auf diesen Vorzug, oder sagen wir besser auf diese Besonderheit der griechischen Tragödie muß der Dramatiker der Neuzeit verzichten. Wenn er es nicht vermag, wird er zur Bühne immer nur ein vorübergehendes Verhältnis gewinnen. Geibels „Brünhild“ verdankte ihren theatralischen Erfolg nicht den dichterischen Vorzügen, die sie in Wahrheit hat, nicht dem reifen Gleichmaß der einzelnen Teile, nicht der klangvollen Sprache, sondern dem Versuch, die übermächtigen Gestalten der Nibelungensage auf ein Maß zurückzuschrauben, welches gewissen Anschauungen und Gewöhnungen des heutigen Theaterpublicums entsprechender ist, und dem Eintreten einiger Heroinen wie der Damböck, der Ziegler und der Sanauscheck für die Tragödie. Allein dieser theatralische Erfolg entscheidet nicht. Es fehlt den beiden Geibelschen Tragödien eine Handlung, deren Eigenart und Besonderheit sich der Phantasie unverlöschlich einprägt, es fehlen ihnen Gestalten, die, einmal geschaut, unvergänglich bleiben. Die Gründe des Erfolges auf der Bühne sind mannichfach, aber in der dramatischen Dichtung wiegen doch die Worte am schwersten, die solche Handlung und solche Gestalten besitzen. Der feine Künstler-sinn Geibels kann sich nicht mit der Wahrheit abfinden, daß im Drama weniger oft mehr ist. Den Beleg dazu giebt beispielsweise der eine Lustspiel-versuch „Meister Andrea,“ die Dramatisirung einer altflorentinischen Novelle „Der dicke Tischler,“ die abwechselnd dem Baumeister Brunellescho und dem Humanisten Antonio Manetti zugeschrieben worden ist. Ein toller, an die Pöffe streifender Schwank, der auch nur als solcher zu wirken vermag, der mit rücksichtsloser Lebendigkeit in Szene gesetzt werden mußte, damit Zuschauer und Hörer zur Erwägung seiner Möglichkeit garnicht gelangen können. Statt dessen versucht Geibel die lustige Geschichte zu vertiefen, den Vorgang psychologisch wahrscheinlich zu machen und erreicht damit eher die entgegengesetzte Wirkung, so reizend und anmutig auch einzelne Szenen sind und so fein und sorgfältig auch der Prosa-dialog des kleinen Stückes bearbeitet erscheint. Dem Dichter von Geibels Art ist schließlich nur wohl, wenn er sich in gebundener Rede bewegt. Mit ihr hebt er einen so unbedeutenden Vorgang, wie den im Sprichwort „Echtes Gold wird klar im Feuer“ dargestellten, in eine höhere Region, mit ihr giebt er einem Fragment wie der „Jagd von Beziers“ einen Reiz, der freilich mehr der episch frischen Schilderung der südfranzösischen Zustände als der dramatischen Anlage gilt, welche wenigstens in diesem Vorspiel nicht eben zwingend ist.

Der Schlußband der „Gesammelten Werke“ unsers Dichters enthält die größeren Gelegenheitsdichtungen, darunter namentlich die schöne Dichtung „Beim

Tode Felix Mendelssohn-Bartholdys," die Übertragungen französischer Dichter, die Geibel einst zusammen mit dem unglücklichen Heinrich Leuthold herausgegeben, drei Gedichte Lord Byron's und die „Spanischen Romanzen," die unsers Wissens gleichfalls einer frühern Zeit angehören. Jeder längst anerkannte Vorzug des Dichters: die edle Reinheit seiner gesamten Weltanschauung, die „tiefe Sehnsucht nach dem Ewigschönen," die Ehrfurcht vor dem Genius unsrer Sprache, mit der er nie leichtfertig gespielt, bewähren sich auch hier. Die Gesamtausgabe läßt keine Täuschung zu über die Grenze von Geibels Kraft und Kunst, aber sie gewährt dem Dichter ein volles Anrecht auf den Dank und dereinst auf das ehrende Gedächtnis seines Volkes, sie mahnt mit dem Dichter selbst die großen Kreise, denen die Literatur unsers Volkes noch ein teures Gut ist, um Gerechtigkeit:

Dem eure Gunst zwar liehet ihr vor vielen
 Mir angedehnt, doch hat mich eins verdrossen,
 Daß bei des Jünglings unvollkommenen Spielen
 Ihr allzufrüh in Beifall euch ergossen,
 Doch als er vorwärts drang zu würd'gen Zielen,
 Ein halbes Ohr nur seinem Ernst erschlossen,
 Als wär' allein der leichte Schmelz der Jugend,
 Nicht reife Kunst, des Dichters Zier und Tugend.

Von oben freilich flammt in Feuerzungen
 Die Kraft herab, doch uns gehört das Streben;
 Noch keinem ist, was Dauer hat, gelungen,
 Der nicht das Pfund gewahrt, das ihm gegeben.
 So hab auch ich beharrlich fortgerungen
 Und schritt, im Lernen wachsend, durch das Leben;
 Drum seid mir endlich unbefangne Richter,
 Und wägt ihr mich, so wägt den ganzen Dichter!

Wenn man sagen darf, daß die Geibelschen Werke eben nur den Zusammenhang und die Folge einer poetischen Entwicklung verdeutlichen, die jederzeit unter großer Teilnahme weiter Kreise stattgefunden, daß sie in diesem Sinne, ein paar Gedichte und Fragmente ausgenommen, wenig neues enthalten, so gilt von den „Gesammelten Werken" von Adolf Friedrich von Schack das Gegenteil. Sie bringen neben manchem längst Veröffentlichten viel Ungedrucktes, aber auch das längst Veröffentlichte hat verschiedene Schicksale gehabt. Gleichwohl läßt sich nicht sagen, daß diese Schicksale allzu ungewöhnliche seien. Die Gleichgiltigkeit, welcher der phantastische und formenreiche Dichter meist begegnet ist, haben vor ihm verwandte Dichternaturen erfahren und, wenn überhaupt, nur sehr allmählich überwunden. Sie hängt mit einer aus der ganzen Entwicklungsgeschichte unsrer Literatur entspringenden Thatsache zusammen. Von alten Tagen her fehlt in unserm Volke die Genußfreude an der poetischen Darstellung, die mit rein künstlerischen Ansprüchen und Zwecken auftritt; die unbefangenste Teilnahme — das Grenzboten I. 1884.

hat Geibel erfahren — herrscht im ganzen für den Dyrker. Aber an jede Widerspiegelung des Lebens in allen Formen der erzählenden und dramatischen Dichtung werden in Deutschland Forderungen gestellt, denen bestimmte poetische Talente, wirkliche Talente, nicht zu entsprechen vermögen. Die deutsche poetische Literatur hat bekanntlich in trüben Zeiten an der Erziehung unsers Volkes einen weit über ihre nächsten Aufgaben hinauswachsenden Anteil nehmen, hat unter gedrückten Verhältnissen jenes echte und erscheinungsreiche Leben, welches die Dichtung eigentlich poetisch erfassen, darstellen und verklären soll, meist erst erschaffen und erwecken müssen. Trotz des Erstarkens andrer Lebensmächte und völlig veränderter Verhältnisse werden diese aus einer andern Zeit stammenden Anforderungen auch heute noch gern an Dichtung und Dichter gestellt. Nun soll und wird es unbestritten bleiben, daß der Poet, dessen Weltanschauung dem Leben der Nation über die Dichtung hinaus zu Gute kommt, dessen Werke etwas von den alten großen Sonderleistungen vergangener Tage in sich einschließen, der vorausschauend die Zukunft des Lebens erkennen und schaffen hilft, am höchsten steht. Allein daraus folgt doch nicht, daß keiner ein Dichter sei, der diesen Anspruch nicht erfüllt, und daß die poetische Phantasie, die empfänglich das Schöne in jeder Erscheinung in sich aufnimmt und wiedergiebt, darum nichts zu bedeuten habe. Zugegeben, daß bei poetischen Naturen letzterer Art die Grenze zwischen der Produktion im höchsten Sinne und dem, was man poetische Reproduktion nennen dürfte, unendlich schwieriger zu ziehen ist als bei Dichtern der ersten Gattung, zugegeben auch, daß die Entwicklung der Literatur im wesentlichen an die Naturen gebunden bleibt, welche unmittelbar in die Seele ihrer Zeit hineinwirken als diejenigen Dichter, zu denen wir J. A. von Schack rechnen müssen, folgt daraus, daß die Gleichgültigkeit des deutschen Publikums berechtigt wäre, daß man nichts oder wenig verlöre, wenn man an der Phantasierfülle und dem außerordentlichen Formtalent, die sich in den zahlreichen, mannichfaltigen, nunmehr „gesammelten“ Werken Schacks offenbaren, achtlos vorüberginge?

Die Werke Schacks bringen in bunter Folge die sämtlichen lyrischen und lyrisch-epischen wie die dramatischen Dichtungen des geistvollen, von den umfassendsten Anschauungen getragenen und mit dem Mark der vielseitigsten und reifsten Bildung genährten Dichters. Die „Mächte des Orients,“ das Epos „Die Plejaden,“ die poetischen Erzählungen, welche in den „Episoden“ vereinigt sind, die Romane in Versen: „Durch alle Wetter,“ „Ebenbürtig“ und „Lothar,“ die Tragödien: „Die Bisaner,“ „Timandra,“ „Atlantis“ und „Heliodor,“ die „Politischen Lustspiele,“ die „Lotosblätter,“ die „Weihgefänge“ — welche Reihe von Werken, von denen kein einziges inhaltleer oder mittelmäßig in den poetischen Ausdrucksmitteln genannt werden kann, von denen mehr als eines, die künstlerischen Voraussetzungen des Dichters zugegeben, sogar einzig in unsrer modernen Literatur genannt werden muß. Sollen wir indes den Gesamtein-

druck aller dieser Dichtungen kurz charakterisiren, so drängt sich doch das Wort effektisch in die widerstrebende Feder. Wir denken hierbei ganz unmittelbar an die großen und in ihrer Weise ohne Frage unsterblichen Effektiker der Malerei. Wie es die Caraccis, Domenichino und Guido Reni unwiderstehlich lockte, gewissen überwältigenden Vorzügen der vorausgegangenen großen Meister ihrer Kunst nachzuringen, eine Vereinigung der Wirkungen Rafaels und Correggios und Tizians in ihren Werken zu versuchen, wie sie diesem Traum nachgingen und darüber die Ausbildung ihres eigensten Lebens und Könnens wenn nicht ganz hintan, so doch in die zweite Linie setzten, so hat unser Dichter von früh auf unter den stärksten Einwirkungen großer Meister gestanden. Der geistvolle Übersetzer des großen Epos des Firdusi hat sich tiefer, als es in bloßer Lektüre geschieht, mit dem poetischen Geist des Morgenlandes durchdrungen, der Geschichtschreiber des spanischen Dramas und poetische Vermittler einer Gruppe der bedeutendsten spanischen Schauspiele ist nicht gleichgiltig gegen den Reiz geblieben, welcher in dem Phantasiereichtum und der erfindenden Kühnheit spanischer Lebensdarstellung liegt. Der hochgebildete Weltwanderer hat auf großen Reisen die Dichtung der Völker sogut wie ihr Leben auf sich wirken lassen. Seine reiche Belesenheit hat Graf Schack empfänglich für die Eindrücke der Dichter, in die er sich versenkte, gemacht, er kennt sie von Sophokles bis Byron alle, und seine eigne Entwicklung hat nicht nur Anregungen, Fingerzeige von ihnen empfangen, sondern gewisse Elemente aller in sich gezogen. Dabei ließe sich doch nicht behaupten, daß der Dichter eigner Elemente entbehre und ein Nachbildner in dem platten Sinne sei, wie es jene Dichter sind, die man akademische nennt. Wir sind überzeugt, daß er niemals nachahmend im schlechten Sinne des Wortes verfahren ist, daß jederzeit eine Regung der eignen Empfindung, des selbstgelebten, selbstgeschauten oder in die eigne Gedankenwelt einbezogenen Lebens die Wahl seiner Stoffe und seine Erfindungen mit bestimmt hat. Allein der Subjektivismus Schacks ist offenbar nur in einzelnen Fällen so stark gewesen, daß er mit seiner Flamme alle nährenden und anregenden Elemente der großen Dichter, in und mit denen er aufgewachsen ist, verzehrt und mit jenem Lichte durchleuchtet hätte, welches den einen, mit keinem zweiten zu verwechselnden Dichter umstrahlt.

Es würde, unsers Erachtens, eine der schwierigsten Aufgaben der Kritik sein, das Verhältnis der einzelnen Schackschen Werke zur innerlichen Welt des Dichters und wieder das eigentümliche Verhältnis dieser innerlichen Welt, der poetischen Grundanschauung, zu den grundverschiedenen künstlerischen Eindrücken, die hier bewußt und unbewußt mitwirken, festzustellen. Daß ein subjektives Element vorhanden ist, erweisen außer einzelnen Gedichten vor allem die „Nächte des Orients,“ in deren rasch wechselnden Phantasiebildern die eigne Auffassung des Dichters von Welt und Menschen deutlicher und entschiedener zu Tage tritt als in zahlreichen andern seiner Dichtungen. Daß er an die

Schon liegt der See vor ihm, in dessen Welle
Die heiligen Stätten all der Tell-Legende
Sich spiegeln, Rütli, Rühnacht und Kapelle —
Gelesen hat man früher zwanzig Bände
Von jenem Helden und von jeder Stelle,
Wo er gelebt, gewirkt; doch nun am Ende
Noch zwanzig andre, dicke muß man lesen,
Damit man weiß, er sei nie dagewesen.

Wahr ist's, es giebt verschiedne Gefleherhüte,
Und Schweben auch hat seinen Apfelschuß,
Doch wenn wir die Geschichte so zur Mythe
Verwandelt sehen, glauben wir zum Schluß,
Beinahe selbst auf mythischem Gebiete
Zu stehn, und mustern uns von Kopf zu Fuß,
Ob wir nicht Fabeln sind; nach hundert
Jahren
Beweist man sicher, daß wir niemals
waren.

Eins aber stell' ich fest und außer Frage:
Mein Held ist da und lebt, Prinz Nikolas,
Selbst, daß ich jeden Zweifel niederschlage,
Bewahr' ich seinen Taufschein, seinen Paß;
Und findet sich in der Wilkinasage,

Prinz Nikolas aber, nach dem der Blick der schönen Pilgerinnen sich oft
wendet, ist unempfänglich für die blonde Schönheit Germaniens und Altenglunds,
sein Sinn steht nur nach Italien, dort blühen:

mit den Vorberrosen, den Agrumen,
In Blut und Pracht die echten Frauenblumen.
Und jetzt empor auf steilen Schwindelpfaden,
An Schlingen hin, wo gelber Nebel braut,
Hoch oben haben sich die Boreaden
Aus Eis und Schnee den Winterthron gebaut,
Zur Seite schäumt und wirbelt in Kasladen
Die wilde Reuß; auch wo man sie nicht schaut,
Hört man die Flut, wie sie an den gezackten
Felswänden tobt in ew'gen Katarakten.

Die Brücke, nicht gebaut von Menschenhänden,
Bebt bei dem Sturz der Wogen wie ein Rohr;
Durch Nebel flatternd an den Felsenwänden
Und durch das schwarze, nie erhellte Thor
Schwingt sich der Weg, als wollt' er nimmer
enden,

In hundert Windungen empor, empor,
Dann endlich — denkt euch Nikolas' Ent-
zücken —

Nach Süden senkt sich des Gebirges Rücken.

In einem Manuskript des Alfilas,
Daß schon bei Skandinaven oder Gothen
Ein gleicher war — was kümmern mich die
Toten?

Wohl! sehn wir, wie der Prinz auf dem
Luzerner
Tiefblauen See nach Süden weiter reist!
Trüb sitzt er da, für Arnold Melchthals,
Werner

Stauffachers Heimat achtlos bleibt sein Geist,
Und für die Wunder, Firnen, Felsenhörner,
Die ihm des Sees krystallner Spiegel weist;
Nicht Rütli's will er sehn, noch Rigikulme,
Nur Höhn, wo Reben ranken um die Ulme.

Voll ist wie stets der Dampfer von Touristen,
Fast sandte jedes Land sein Exemplar;
In reichen Kleidern, seiden und battisten,
Prangt die Pariserin vom Boulevard;
Ladies mit ihrem Zubehör von Kisten
Und Koffern giebt es eine ganze Schaar,
Und Moskowitzinnen mit Schuhn von Zuchten
Küsten zur Fahrt sich durch Gebirg und
Schuchten.

Bald stäubt der Nebel hin in leichten Flocken,
Herauf vom Thale wehn die Lüfte lauer,
Und unsers Prinzen Herz bebt süß erschrocken,
Wie blau der Himmel wird und immer
blauer,
Wie längs des Stromes, der mit Silber-
locken

Nach unten springt, an grüner Nebenmauer
Die erste Myrthe sich, noch halb verzagt
Und schüchtern, an die freien Lüfte wagt.

Und nun Italien! Heimat dieser Stanze,
So wie du bist, ein ewiges Gedicht,
Mit deiner Tage goldnem Sonnenglanze,
Mit deiner Nächte Sternensilberlicht,
Entfalte meinem Helden deine ganze
Prachtfülle! Was bisher im Traumgesicht
Er nur geschaut, die Farben und Gestalten,
Laß es lebendig sich vor ihm entfalten.

Wo ist ein Land, auf das mit reichern Gaben
Mutter Natur ihr großes Füllhorn leert,

Als über dich? Früh hast du mich, den Knaben,	Erschließ denn mir zugleich dein Thor aufs neue,
An deinem treuen Busen schon genährt; Was zart und stark, was lieblich und er- haben,	Du, deren immerdar mein Herz gedenkt! Wohl häng' ich an dem Vaterland mit Treue, Wie oft es mich mit Galle auch getränkt;
Wer anders hätt' es mich als du gelehrt, Wer auf die Lippen mir gleich süßem Seime	Allein seit einmal deines Himmels Bläue In meiner Seele Spiegel sich gesenkt, Stets wieder, wie mit unsichtbaren Fäden,
Zuerst gelegt die holde Kunst der Reime?	Zurückgezogen werd' ich dein Eden!

Auch das Epos von der Salamischlacht „Die Mejaden“ müssen wir Schacks selbständigsten Dichtungen hinzurechnen. Denn die Begeisterung für die individuelle Freiheit der Hellenen gegenüber dem Herdendespotismus des Orients, für den Sieg der freien beweglichen Kraft gegenüber der schweren Masse, ist uns in Fleisch und Blut übergegangen, und stammt sie von den Schulbänken, so mögen die gnädigen Götter geben, daß sie noch Generation auf Generation von dorthier empfangen! In der Liebe des Kallias zur Arete hat Schack eine seiner reinsten und anmutendsten Erfindungen gegeben, und der gleichsam jauchzende Ton, mit dem die Seeschlacht, die zu den leuchtenden Menschheitserinnerungen zählt, gegen den Schluß des Gedichts geschildert ist, wird immer den stärksten Wiederhall finden.

So mahnt die Sammlung auch dieser „Werke“ schließlich doch, sich in ihre Einzelvorzüge zu versenken und zu versuchen, sich in die Intentionen wie in die künstlerischen Neigungen des Dichters hineinzudenken. Leisten die Panegyriker, die Schack den „einzigen Klassiker unsrer Zeit“ nennen, ihm einen schlechten Dienst, so wird er damit des Rechtes nicht verlustig, von ernstern Naturen, die an dem Wohl und Wehe unsrer Literatur Anteil nehmen, in vollem Maße beachtet und gewürdigt zu werden. Kann man sich der Empfindung nicht entschlagen, daß hier eine eigentümlich angelegte Kraft durch die üppigen Ranken ihrer Bildung nicht so hoch, frei und stark gewachsen ist, wie ihr wohl von Haus aus zgedacht war, so mag man sich der zahllosen Dichter aus jüngster Zeit erinnern, deren Subjektivität um nichts stärker und deren Bildung dabei viel schwächer und ärmlicher ist als die des farbenreichen und weltkundigen Poeten. Der deutschen Literatur ist in den „Gesammelten Werken“ Geibels wie Schacks ein Weihnachtsgeschenk der erfreulichsten Art zuteil geworden.

